

Heike Trojnar

Bekloppt ist besser als tot

agenda

Heike Trojnar

Bekloppt ist besser als tot

Tragikomischer Roman



agenda Verlag

Münster

2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Personen, Institutionen und Ereignisse, auch die Örtlichkeiten,
sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen
Personen sowie realen Institutionen und Orten wären daher rein
zufällig.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-954-6

Kapitel 1

Die Diva ist in die Jahre gekommen

Seine Hände zittern, verursacht durch das lange Ziehen seines Koffers bis hin zu dem geerbten Grundstück. Sein verspannter Nacken und die Schultern schmerzen bis in den Kopf hinein. Henry weiß nicht, ob es von der ungewohnten Anstrengung herrührt oder auch davon, dass sein Oberkörper zu einer gebückten Haltung neigt – irgendwie scheu und ehrfürchtig, so wie er es sich gegenüber seiner Frau Maria angeeignet hat. Mit der Zeit ist nicht nur sein Kopf weiter herabgerutscht, sondern auch seine Seele.

Henry hat sich nicht getraut seiner Frau zu sagen, dass er sie verlässt, dass er sie verlassen muss. Die Angst war zu groß, sich ihr nicht ausreichend widersetzen zu können. So hat er sich letztendlich heimlich davongeschlichen.

Maria ist immer mächtiger geworden und mit ihrer Macht auch ihre Figur. Er hatte ihre Leibesfülle geliebt, konnte sich immer in sie hineinschmiegen und sich von der Weichheit und Wärme einbetten lassen. Doch dann ist sie immer weiter auseinandergegangen, verinnahmend, so wie ihr Wesen. Wenn sie ihn nach einem Streit trösten wollte, sich auf ihn gelegt hat, da wurden ihm selbst die Brüste zu schwer, die auf seinen Hals und sein Gesicht drückten, obwohl er sie weich und leicht in Erinnerung hatte. Er fühlte sich dann gefangen, wurde fast panisch. Durch die Last konnte er nicht mehr richtig atmen und sein Herz wurde eng. Auch die Koseworte seiner Frau, die sie ihm manchmal ins Ohr hauchte, waren ihm zu viel. Sie klangen zwar süß, aber doch auch besitzergreifend: „Oh, i liab di doch. Du bist doch mei Spatzl, mei Butzerl.“

Er war für seine Frau immer nur der Kleine, Schwache, eben das „Butzerl“. Dabei hat er doch versucht, sich zu wehren, aber es gelang ihm einfach nicht.

Nun steht er hier vor einer anderen ehrfürchtigen Frau, einer Weiblichkeit aus Stein gebaut, einer alten Villa.

Das Tor zum Garten ragt weit nach oben und verliert sich in schnörkelreichen Rundungen, während der Zaun mit spitzen Streben weiterläuft, die wie ein Dreizack geformt sind, nicht hoch, aber drohend, sodass es niemand wagt darüber zu steigen und mit dem Schritt steckenzubleiben.

Das Tor quietscht und quengelt, über die Jahre nicht gewohnt im Einsatz zu sein.

Henry blickt über das hohe Gras des ungepflegten Gartens auf den Jugendstilbau. Das hohe Mansardendach ragt wie ein Hut in die Höhe und die Biberschwanz-Schindeln glänzen wie Schuppen eines Fisches. Die Natur hat mit dem Dach gespielt, hat wilde Figuren mosaikartig gesetzt. Zwischen den grauen und kupferfarbenen Schindeln leuchtet es korallen- und weinrot, grün und sogar vereinzelt blau und die Kanten sind mit Rundziegeln gefasst.

In der Mitte des Dachs lugt eine im Halbkreis runde Tonnengiebelhaube nach vorne. Ihre Wangen sind dunkler als das Dach und kleiden sie ein wie eine mittelalterliche Bundhaube.

Zwischen der steil abfallenden Dachschräge ragt ein Zwerchhaus heraus, benachbart von einer großen Schleppgaube. Es ist an zwei Seiten mit Efeu bewachsen und umhüllt die Fassade wie ein Tuch.

Henrys Augen gleiten über den seitlichen Giebel, der mit einer Dachverzierung aus gehauenen Sandstein abschließt.

Es ist ein kostbares Haus, aber total vergammelt, denkt er sich und betrachtet die Fensterläden der Sprossenfenster, den abgeplatzten Lack und das Olivgrün, das einem plumpen Braun fast gänzlich weichen musste.

Henry hält sich noch an dem Tor fest, als wisse er nicht, ob er das geerbte Grundstück tatsächlich betreten möchte. Er tritt ein paar Mal auf der Stelle und der sandige Boden knirscht unter den Schuhen. Er lässt seinen Blick schweifen, weiß, dass der Walnussbaum

geschnitten gehört und dass das viele Laub der Ahornbäume abgetragen werden muss. Henry schämt sich etwas dafür, dass die hohen Grasstängel verwahrlost an einem akkurat gemähten englischen Rasen des Nachbargrundstücks enden. Der Villenerbe möchte sich von dem großen Grundstück abwenden. Die Knie zittern ihm ein wenig. Auch dies schiebt er auf den langen Weg aufwärts in das noble Viertel. Währenddessen streikt sein Koffer immer wieder, wenn sich die Rollen an einem Stein oder an einem Schlagloch verfangen.

Henry fühlt sich ausgepowert. Er ist es nicht gewohnt, seine eigene Kraft einzusetzen, hielt es bisher auch nicht für notwendig, da es ihm leichter fiel, sich auf die Kraft anderer Menschen zu verlassen und sich dann notgedrungen deren Bestrebungen unterzuordnen. Seine Frau kommt ihm wieder in den Sinn, wie sie auf Strümpfen, die ihre Füße an den Knöcheln einschnüren, im Fersengang über den glänzenden Marmorboden im Wohnzimmer poltert. Währenddessen schimpft sie mit ihm wegen Belanglosigkeiten, um direkt nach dem Ärger über Fußschmerzen zu klagen.

Ihm fällt die angenehme Stille des Gartens auf. Nur eine Kohlmeise läutet den Frühling ein. Das Männchen nutzt die momentan fehlende Konkurrenz, um intensiv zu werben.

Henry sieht zu dem Vogel hinüber, zu dem verwachsenen Robinenbäumchen an der Terrasse, wo er mit seinem „Ditju-ditju-diddit“ auf sich aufmerksam macht, hin und her schaukelt und dann seine Schwanzfedern aufstellt, als wolle er ihn in das Grundstück hineinlocken.

Henry betrachtet die brüchigen Platten neben der Akazie und anderen verwilderten Büschen bis zu den Stufen zur Veranda, die an einem einfach hölzernen Vorbau grenzen, der lange nicht mehr lackiert wurde. Darin sind vier Sprossenfenster eingefasst, hinter denen graue Gardinen hängen.

Henry nimmt das Angebot des hübschen, bunten Vogels an, schließt das Tor, das sich dieses Mal nicht beschwert und nimmt den

Weg zum Haupteingang. Er kramt den Schlüssel aus der Tasche und er fällt ihm sofort auf den Boden. Dies passiert Henry oft, wenn ihm die gewohnte Routine abhandenkommt und er sich in seiner scheinbaren Hilflosigkeit verliert. Er spürt seine Nervosität, sein Herz stolpert und sein Puls fängt an zu jagen. Trotz der kühlen Außentemperatur steht ihm ein wenig Angstschweiß auf der Stirn.

Henry ist es nicht gewohnt, sein sicheres Umfeld zu verlassen. Die unsichtbare Grenze zieht sich seit seinem Renteneintritt von der Wohnung bis zum nahegelegenen Discounter, verläuft Richtung Supermarkt, am Bäcker vorbei zur Apotheke und nach der Hausarztpraxis wieder retour.

Darüber hinaus war er nur mit seiner Frau unterwegs und dieser Gang endete beim Urologen in der Goethestraße. Von sich aus hätte er Dr. Fäkalu nie besucht, aber seine Frau drängte ihn immer wieder dazu.

„I mach mia Sorgen wegen deinem Zipfl und wos dazugehört, du musst dringend zum Arzt!“, äußerte sie ihre Bedenken bezüglich seines Phallus, von dem er nicht gerne spricht. Sie behauptete, er sei geschrumpft. Henry findet dies peinlich und unverschämt, denn er ist überzeugt davon, dass das Haltbarkeitsdatum seiner männlichen Pracht noch immer nicht überschritten ist und nur die Ausmaße seiner Frau in allem größer geworden sind und daher die Passgenauigkeit nicht mehr stimmt.

Zudem begründete seine Frau den Urologenbesuch auch mit der Vorsorgeuntersuchung. Sie klagte immer wieder über Henrys Urinspritzer an den Wandkacheln, die darauf schließen lassen, dass der Urin nicht in durchgängig kräftigem Strahl in der WC-Schüssel platziert wurde. Doch wie konnte sie den Urin auf den sowieso schon gelben Wandkacheln erkennen?

Henry holt tief Luft. An der Eingangstür klemmt der Schlüssel erst im Schloss, bis er dann doch greift. Der neue Hausherr öffnet die schwere, rustikale Eichenholztür. Sie knarrt und schnattert, bewegt

sich nur behäbig, kann sich aber gegen den Druck nicht wehren und gibt den Flur frei. Henry betritt die Villa, die ihn mit einem modrigen Geruch und einem nebligen Ambiente begrüßt.

Wieder möchte er diesen Ort, der ihn jetzt an ein Verlies erinnert, am liebsten verlassen, weil es ein verlassener Ort ist, den er nicht wirklich mit Leben füllen kann, da er sich selbst verlassen fühlt. Doch wohin soll er sonst mit seinen müden Knochen flüchten?

Henry spannt seine Muskeln an, versucht den Mut in sich zu wecken. Dies gelingt ihm durchaus, wenn auch etwas zaghaft.

Doch endeten die Mutausrüche bislang immer in der Goethestraße. Wie auch beim Monopoly-Spiel, denn im Anschluss droht der Polizist mit der Gefängnisstrafe. Mit seiner Frau im Knast wäre es die doppelte Strafe.

Der Villenerbe hat es nicht in die Schloßallee geschafft, dafür aber in den Schloßweg, an dem sein Grundstück angrenzt. Die Courage hat ihn nicht dorthin getrieben, sondern der Mut der Verzweiflung. Und jetzt ist es die Schwäche und der Hunger, der ihn veranlasst, das Haus zu betreten, um dort die Koffer abzustellen.

Er war schon lang nicht mehr in der Villa, in der er seine Kindheit verbracht hat. So geht er vorsichtig über den Parkettboden, als könnte er unter ihm einbrechen. Aber er gibt nicht nach. Die mittelbraunen Planken, die in der V-Form eines Fischgrätmusters angeordnet sind, halten dem Schritt stand. In ihrem farblichen Kontrast sind sie einst wie Wellen über den Boden geflossen. Aber jetzt sind sie von Staub bedeckt und darunter stumpf und matt.

Der Koffer plumpst auf den Boden. Eine breite Treppe zieht Henry in ihren Fokus. Sie windet sich in einem gleichmäßigen Bogen in den ersten Stock. Auf jeder der Stufen, die aus dunkelgeräucherter Eiche sind, entspringt eine gedrechselte Sprosse, die jeweils wie ein Zepter hinauf ragt und im Handlauf verschwindet, der am Ende mit einem Schneckenmuster abschließt. Das edle Treppenholz, das trotz der fehlenden Pflege seinen rötlichen Glanz im Lichtschein bewahrt

hat, wird durch einen beigefarbenen Teppichläufer aus Sisal entwürdigt, dessen Flecken verraten, dass er seine Rutschfestigkeit des Öfteren unter Beweis stellen musste.

Henry ist zu erschöpft, um sich das obere Stockwerk anzusehen. Dafür öffnet er eines der großen Sprossenfenster, das schnatternd nachgibt, damit die frische Luft hineinwehen kann. Gerade in diesem Moment wagt sich die Sonne hinter einer Wolke hervor und wirft ihre Strahlen in den großen Wohnraum der Villa. In dem natürlichen Licht wirken die Möbel verbleicht. Manche wurden hastig mit einem Leintuch oder einem schmutzigen Stofftuch überdeckt. Es macht den Anschein, als hätte jemand das Gebäude eilig und lieblos verlassen.

Die restlichen Möbelstücke wirken trotz des grauen Dunstes immer noch apart, stilvoll und hochwertig. Da sich Henry ausruhen möchte, sucht er den Ohrensessel, in dem seine Mutter früher in den Abendstunden gerne gesessen und bei ruhiger klassischer Musik oft auch für einige Zeit eingenickt ist. Er findet ihn zwischen einer Anrichte, die auf krummen Füßen steht und einer Kommode aus Kirschholz mit einer aufgesetzten Vitrine.

Kurz überlegt er, ob er nicht doch den dick gepolsterten Schaukelstuhl wählen soll, doch der blumengemusterte Ohrensessel zieht ihn geradezu magisch an. Das Sitzpolster zeigt eine Vertiefung, dort wo seine Besitzerin immer gesessen hatte. Henry geht bedächtig auf ihn zu und streift dabei einen Tisch aus Nussbaum, der nicht in das historische Konzept der Einrichtungsgegenstände passt, aber durch die natürlich geschnittenen Baumkanten exzentrisch wirkt und sich daher gut in die Umgebung einfügt. Nur die Stühle um ihn herum wirken schnörkellos, bescheiden und wurden wohl einfach so dazugestellt.

Henry lässt sich in den Lieblingssessel seiner Mutter hineinfallen. Ihm fast gegenüber, vor dem Treppenaufgang, beginnt die Galerie seiner Vorfahren. Groß erscheint ihm das Portrait seiner Urgroßmut-

ter. Es ist ein Bild aus dem späten 19. Jahrhundert. Sie trägt ein schwarzes körperbetontes Kleid, das die schmale Taille ausformt und hochgeschlossen endet und dabei nur den Ansatz einer weißen Rüschenbluse freigibt. Ihre Haare sind kunstvoll gewellt und nach hinten zu einem Dutt gebunden. Das Gesicht seiner Urahnin wirkt sehr bleich. Es mag sein, dass es daran liegt, dass es früher schicklich war, eine helle Haut zu haben oder auch, weil sie in dem geschnürten Korsett kaum atmen konnte. Doch trotzdem scheint sie ein wenig zu lächeln.

Auf Henry wirkt es wie ein sanftes Lächeln und er meint seine Mutter Elisabeth darin zu erkennen. Er ist irritiert und fragt sich, ob seine Mutter so viel Ähnlichkeit mit ihrer Mutter hatte, da ihm dies während seiner Kindheit nie so aufgefallen war. Vielleicht interpretiert er das auch nur in das Bild hinein, weil er seine Mutter vermisst. Er vermisst ihre liebevolle Art, ihr Kümmeren um alles was in ihrer Nähe lebte. Alles schien zu blühen, auch der Garten zeigte sich mit seiner Vielfalt dankbar, bunt und leuchtend, bis zu dem Zeitpunkt, als sie in sich zerfiel. Es brauchte nicht viel dazu. Sie war schon zuvor feingliedrig gebaut und ihre Seele hatte etwas Fragiles, allzu Zerbrechliches. So zerfiel mit ihr auch der Garten. Die Natur um das Haus herum schien zu klagen, zu trauern mit dem Ableben seiner Mutter, zumindest bis heute.

Henry weiß, dass sich die Zartheit seiner Mutter auch auf ihn übertragen hat, nicht nur das Naturell, sondern auch ihre Ängste in der Sorge um sein Wohlergehen. Sie traute ihm nicht viel zu und behütete ihn sehr.

Er ist ein schüchterner Mensch und es schmerzt ihn einzusehen, dass er in seinem Leben oft genug feige war und auch zu Schulzeiten seinen Mitschülern nichts entgegenzusetzen hatte.

Er war wie seine Mutter schlank, genau genommen mager und leichtgewichtig. Die Stärkeren in seiner Schulklasse konnten ihn ohne große Anstrengung packen und ihn als Überraschungsobjekt

für die Lehrerin Frau Liebig, die besonders umsichtig und auch nachsichtig war, irgendwo im Klassenraum verstecken. So klemmten sie ihn hinter die Schultafel, hinter der er unter Androhung von Prügel erst hervor klettern durfte, wenn die Lehrerin das Klassenzimmer betrat.

Es kam auch vor, dass er sich nicht befreien konnte, zum Beispiel als er im Papierkorb saß. Da Frau Liebig, passend zu ihrem Namen, meist liebevoll war, half sie ihm dabei, aus dem runden Dilemma zu steigen. Sie streckte sich zu ihm hin und umarmte ihn, sodass ihre Brüste auf ihn niederquollen. Währenddessen johlte und kicherte die Klasse, bis es ihr gelang, ihn aus dem Eimer zu ziehen, der diese Peinlichkeit auch noch mit einem ploppenden Geräusch untermalte.

Henry möchte diesen Erinnerungen für jetzt entfliehen und konzentriert sich wieder auf die antiken Kunstwerke. Er lässt seinen Blick weiter an der weißen Wand hinaufwandern, vorbei am Portrait seines Urgroßvaters und den Gemälden eines Münchner Malers aus dem 19. Jahrhundert, die Landschaften mit buschigen Bäumen zeigen, die durch Spitzlichter hervorstechen, grasenden Rehen und flanierenden Paaren. Die historischen Malereien durften so viel Platz einnehmen, da die Räume hoch und einladend sind.

Stuckverzierte Gesimse mit geschwungenen Blumenmotiven umlaufen die Decke. Auch die Sockelleisten sparen nicht an Ornamenten. In manchen Ecken haben sich Spinnen ihre Radnetze gespannt. Fast zeitlos kleben sie noch in den Ecken und an dem ausladenden Kronleuchter aus Bronze, lange noch, nachdem ihre Baumeisterinnen verblichen sind.

Henry fragt sich, ob er heute Abend in den oberen Räumlichkeiten gut erhaltene Bettwäsche findet oder in zerschlissenen, muffigen Laken schlafen muss. Außerdem friert er. Er weiß, dass es im Haus Heizradiatoren gibt, die ihm Wärme spenden könnten, falls keine Hitze aus dem lindgrün gekachelten Ofen strömt. Er entscheidet sich die elektrische Heizung erst in Betrieb zu nehmen, wenn er etwas

gegessen hat. Dazu muss er wieder ein Stück in die Stadt zurückgehen. Dort gibt es Imbisse und Dönerbuden. Also überlegt er nicht lange und macht sich auf den Weg.

Vor dem Haus weht ihm ein kalter Wind entgegen und die schwarzen Wolken wirken geradezu bedrohlich am Himmel. Doch es regnet nicht, als Henry die Treppe zu einer stark befahrenen Straße hinuntersteigt. Von dort aus ist es nicht mehr weit bis zum Hamza Döner.

Der Villenerbe kennt den Weg und auch das alte, schlichte Haus mit dem steilen Giebel, das im Lauf der Jahre saniert wurde. In seinen Kindheitstagen befand sich darin ein Miederwarengeschäft. Seine Mutter hatte ihn dorthin zum Einkauf mitgenommen, da er zu Hause nicht allein bleiben durfte.

Verblasste Erinnerungen erscheinen vor seinem geistigen Auge und nehmen immer mehr Gestalt an.

Damals hing die Intimwäsche auf hellbraunen Schaufensterpuppen ohne Köpfe, in einem Schaufenster mit einem breiten, grün-schimmernden Metallrahmen, die an düsteren Tagen von hohen Wandleuchten angestrahlt wurde: lange und kurze Mieder, mit durchsichtigen blumigen Spitzen, die an Strumpfhaltern endeten und dreieckig geformte, spitz zulaufende Büstenhalter.

Er wollte seiner Mutter nicht in den Laden folgen. Sie hat ihn aber an der Hand gepackt und in den Verkaufsraum gezogen. Das süßliche *Kling-Klong* der Eingangstür hatte seine Scham zusätzlich verstärkt.

Henry erinnert sich an die Verkäuferin, deren Kopf in einer Haarfülle steckte, wie in einem riesigen roten Wollknäuel. Sie schien nicht entzückt von seiner Anwesenheit, da sie im Hintergrund blieb und ihre Arme in einer ablehnenden Geste vor dem Latz ihres Hosenanzugs verschränkte. Währenddessen hatte ihn die zweite Verkäuferin mit einer Brause-Bonbon-Stange hinter seiner Mutter vorgelockt, die er auf einem plumpen Polstersessel auf kurzen Blockfüßen schlecken durfte. Er mochte sie gleich, diese schlanke, quirlige Frau in dem Minirock,

wie sie ihm mit ihren frechen Augen, die von langen schwarzen Wimpern umrahmt waren, immer wieder zugezwinkert hat, während sich seine Mutter in die Korsetts zwängen musste.

„Wollen Sie nicht hereinkommen?“, entreißt ihn ein schwarzhaariger, bärtiger Mann seiner geistigen Rückschau und hält die Glastür zum Imbiss auf. „Abends wird es frisch, selbst in der Türkei braucht man jetzt ein Jäckchen, um nicht zu frieren.“

Heute betritt Henry gern diese Räumlichkeiten, der Hunger treibt ihn geradezu hinein. Das Aroma der Kebab Marinade strömt in dem kleinen Raum, in dem ein paar einfache Tische und Stühle verteilt sind und eine dick gepolsterte Couch, im Stil eines Diwans, auf dem zwei ältere Männer sitzen und Rize-Tee trinken.

Henry hätte jetzt lieber den Duft von gegrillten Bratwürsten und Sauerkraut in der Nase oder Sauerbraten mit frischen Semmelknödeln, die zuvor in siedendem Salzwasser nach oben geploppt sind, gespickt mit Zwiebeln und Petersilie. Aber ein Döner mit Rohkost tut es auch. So freut er sich auf das Fladenbrot, mit gehackten Kalbsfleischstücken und Rohkost. Er schnappt sich eine Cola aus dem Erfrischungsgetränkeautomaten, da er in dem Getränkespender kein Weizenbier finden kann.

Der junge Kebab-Verkäufer füllt mit seinen flinken Händen das Fladenbrot nach Henrys Wünschen, sodass der Hungrige nicht lange warten muss, um gierig in seinen Snack zu beißen. Nachdem die Cola in seinen Bauch gesprudelt ist, verlässt er den Imbiss. Henry ist müde und möchte in dem kargen Etablissement keine Zeit mehr verbringen. So tritt er den Nachhauseweg an, bis er wieder vor der ehrwürdigen alten Dame aus Stein steht. Sein Magen arbeitet gurgelnd, um den Döner zu verdauen, während Henry sich danach sehnt, endlich ausruhen zu dürfen. So nimmt er lange Schritte, um dem Bedürfnis schnell nachzukommen. Einen Moment lang sieht Henry den schweren Koffer an, als sei er sein Feind, dann winkt er ab und lässt ihn einfach stehen. Er lässt seinen Blick über

das Gemälde seines Urgroßvaters streifen, der mit Nickelbrille und einem sauber getrimmten Vollbart porträtiert wurde und trotz seiner Steifigkeit irgendwie gelöst und zufrieden wirkt. Ihm huscht der Gedanke durch den Kopf, ob seine Urgroßeltern glücklich verheiratet waren, obwohl die Ehe sicherlich arrangiert wurde, wie es damals üblich war. Bei seinem Vater hatte Henry nicht den Eindruck, dass er innerlich erfüllt war. Seine Wortgewalt hat dies oft zum Ausdruck gebracht. Dabei war Henrys Mutter doch so liebenswürdig und sie zu lieben so einfach.

So rasch er kann, steigt er die Treppe hinauf. Die Treppenstufen erweisen sich als großes Hindernis, so als würde Henry eine Bleikugel hinter sich herziehen. Er ist erleichtert, als die Tür zum Schlafzimmer nachgibt.

Das breite Bett nimmt den größten Teil des Raums ein, vor allem im Blickwinkel des müden Mannes. Es sieht wuchtig aus mit seinem weit aufragenden Kopfteil mit sternförmigen Intarsien. Bevor er sich dem Liegemöbel zuwendet, öffnet er das Fenster, da die Schwere des modrigen Miefs Übelkeit heraufbeschwört. Danach zieht Henry den bunt blumigen Überwurf von der Bettdecke und kickt versehentlich den emaillierten Nachtopf weiter unter das Bett, bevor er sich auf die dicke Matratze fallen lässt. Staub wirbelt neben ihm auf und er muss heftig husten. Als dieser sich gelegt hat, schläft Henry ein.